

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 14 (1930)
Heft: 9-10

Artikel: Ferienwanderungen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferienwanderungen.

Die kleinste Sprachgruppe in der Eidgenossenschaft, die rätoromanische, erfreut sich der größten Aufmerksamkeit und des größten Wohlwollens. Die Romanen sind niemandes Gegner und niemand im Wege. Wer Gelegenheit hat, ihrem Volkstum etwa in Ferienzeiten näher zu kommen, freut sich darüber. Es ist aber gar nicht so leicht; denn in den stark vom Fremdenbetrieb heimiggesuchten Gegenden tritt das einheimische Wesen zurück; wer sie nicht absichtlich aufsucht, merkt meist gar nichts von Sprache und Volkstum der Romanen.

Im Herzen, so recht in der Mitte Graubündens liegt das lange Oberhalbstein, hinter Tiefenastel, oberhalb des Steins, einer mächtigen Felswand, durch die ein 50 Meter langer Straßentunnel gesprengt ist, und hinter der sich dann eine weite Talschaft öffnet, die sich erst weiter oben wieder zur Waldschlucht verengt. Elf Dörfer gehören zu der Landschaft, dem Volkstum nach gänzlich romanisch, kirchlich mit Ausnahme des obersten Dörfchens rein katholisch, wirtschaftlich ganz Bauernland mit etwas Fremdenbetrieb; die Straße führt auf den Julierpaß, oder, wer es vorzieht, beim Kreuzweg (bivium) rechts zu gehen, zum Septimer und ins Bergell. Da ist es lehrreich und nicht ohne Reiz, Berhältnis und Nebeneinanderleben der Sprachen Graubündens zu beobachten.

Da wurde mir bisher bald behauptet, bald bestritten, daß es Romanen gebe, die nicht deutsch könnten. Im Oberhalbstein fand ich tatsächlich solche. Verstehen wir uns: es gibt keine Romanen, die nicht in der Schule deutschen Unterricht gehabt haben, wohl aber solche, mit denen man sich nicht deutsch unterhalten kann; es sind zumeist Frauen und Kinder; d. h. alle die, die „nie fort gewesen sind“, wie mir ein Mädchen richtig gesagt hat, die nie unter deutscher Bevölkerung gelebt haben. Nun ist es zwar für den Romanen keine weit reichende Unternehmung, „fort“ zu gehen; nicht erst in der Kantons-Hauptstadt, schon in Thusis oder Davos, nach halbstündiger Eisenbahnfahrt, sieht der Oberhalbsteiner sich in deutscher Umgebung und lernt schweizerdeutsch sprechen. Aber es sind doch nicht wenige, die in der engsten Heimat bleiben. Sie grüßen einen alle schweizerdeutsch, aber die Unterhaltung ist nicht wohl möglich: ein paar in freundlich weichem Hochdeutsch vorgebrachte Sätze sind gewöhnlich alles, was man zu hören bekommt, oft genug nicht ein ganzer Satz, gar nichts. In einem Oberhalbsteiner Dorf findet ein deutsches Kind keine Gesellschaft, ein deutsches Dienstmädchen am Brunnen mit Mühe den gesuchten Austausch.

In der Schule werden überall die untern Klassen in der Muttersprache unterrichtet, die obern Klassen deutsch. Einmal, am Sonntag Nachmittag, freute ich mich, romanischen Kindergesang zu hören, aber als ich näher kam, war es: Sterb ich, in Tales Grunde will ich begraben sein... Dieselben Kinder, die einem die Antwort auf deutsche Anrede schuldig bleiben!

So ist wohl unsere Muttersprache für die Oberhalbsteiner eine fremde Sprache, in der Schule als solche gelehrt und nur für den Verkehr nach außen, mit den Reisenden, mit den deutschen Nachbartötern und mit der Kantons-Hauptstadt nötig, hierfür aber allerdings von einer Unentbehrlichkeit, über die niemand ein Wort verliert. Man sieht das daraus, daß sozusagen alles, was schriftlich zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden soll, nur deutsch mitgeteilt wird, woraus auch zu ersehen ist, daß die Kenntnis der deutschen Schriftsprache, d. h.

gedrucktes Deutsch, als jedermann verständlich vorausgesetzt wird. Alles was eidgenössisch ist (Post, Telegraph), alles, was die Eisenbahnen mitteilen, alles, was das wirtschaftliche Leben und den Verkehr angeht, ist ausschließlich Deutsch angeschrieben. Man muß sich, um etwas Romanisches zu lesen, an die vergitterten Anzeigerahmen bemühen, in denen die Gemeindebehörden ihre Veröffentlichungen anschlagen: Feuerwehrübungen, Steuereinzug, Kirchweih werden da auf romanisch ausgeschrieben. Außerhalb dieser bescheidenen Gitterkästen fand ich im ganzen Tal nur eine einzige Mitteilung in romanischer Sprache, ein Verbot über die Wiese zu gehen; Deutsch sind alle Ladenschilder, Wegweiser, Warnungstafeln. So gibt es denn Tausende von fremden Reisenden, die sich wochenlang in diesen romanischen Gegenden aufzuhalten, ohne wahrzunehmen, daß sie nicht im deutschen Sprachgebiet sind.

Ein Gebiet für sich sind Kirchen und Kirchhöfe. Da scheint, was die Auf- und Inschriften betrifft, persönliche Freiheit, Zufall, Mode den Ausschlag zu geben. In der Kirche von Saluz, wo nie deutsch gepredigt wird, ist der Platz des Sigristen durch die Aufschrift KIRCHENWEIBEL kenntlich gemacht. Die Stationen des Passionsweges sind in manchen Kirchen deutsch (auch wenn sie aus dem 18. Jahrhundert stammen), andernorts romanisch beschrieben. Die Pfarrämter zeigen deutsch an oder romanisch. Die Gräber tragen meist romanische Inschriften, aber die deutschen sind sehr zahlreich und fehlen auf keinem Friedhof des Tales. Auch Familien mit so undeutschen Namen wie Scarpatetti, Battaglia, Fontana, Lozza haben deutsche Grabschriften, zuweilen mit beigefügten Versen und Sprüchen aus deutschem Schrifttum („Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“). In Conters liegt eine in Celen (Chiavenna sagt freilich der Grabstein) geborene und in Mailand gestorbene Frau Konjul X. begraben. Die Inschrift ist deutsch. Fast sieht es so aus, als ob die „bessern“ Leute deutsche Grabschriften vorzogen; auch zeigen die Friedhöfe der großen Talstraße entlang mehr deutsche als die der abseits gelegenen andern Talseite. Zuweilen hat ein Italiener eine italienische Grabschrift, wobei es nicht ohne Schreibfehler abgeht (Cui riposa, Febr., Sept. statt Qui, febbr., sett.). Auch zwei französische Grabschriften fand ich, die eine betrifft einen in Paris verstorbenen Einheimischen.

Das Oberhalbsteinerische ist keine Schriftsprache, — oder ist eine, wie man will. Das ganze Gebiet hat keinen Bildungsmittelpunkt und keine Druckerei. Deshalb müssen die Schulkinder Sprachlehrbücher und Fibeln benutzen, die in Oberländerromanisch (Borderrheinisch, Gurselvisch) verfaßt sind; ebenso lernen sie deutsch aus einem in Dissentis herausgegebenen Buch. Dagegen haben sie ein neues Lesebuch in ihrer Oberhalbsteiner Sprache, und eine Sprachlehre, sagt mir ein Lehrer, sei in Bearbeitung. So macht denn auch, was man an schriftlichen Sprachäußerungen sieht, den Eindruck des Uneinheitlichen und Unsicheren, wobei der fremde Beobachter freilich nicht entscheiden kann, wo er es mit verschiedenen romanischen Schriftsprachen und wo mit Ungeschicklichkeiten Ungebildeter oder mit Willkür zu tun hat. So bei den Grabschriften. Sie beginnen fast alle mit der Formel „Hier ruht in Gott“, Co reposa en Dia. Da wird aber bald mit, bald ohne Alfzent, Cò oder Co, geschrieben, neben reposa sieht man riposa, raposa, rapossa, repôss, sogar rjposa. Einmal findet sich an (statt en) Dia. Der Name des Brachmonats wird bald Zarcladour, bald Zercladour geschrieben; die Heiligen werden angerufen: Roghei per nus oder Roia per nous; die Mutter heißt

hier mamma, dort mumma. Deutsche Schreibgewohnheiten machen sich bemerklich, besonders wird mit w und k Unfug getrieben: Publikaziuns officialas, Awis; auch bei Eigennamen: Lukrezia, Dominika (in sonst romanischen Grabschriften). Einer der zahlreichen Caviezel schreibt sich Cawiezel; einer aus der bald Devonnas, bald Devonas, Devanos, Devones geschriebenen Saluzer Familie adelt sich in de Wannes.

Die Geistlichen werden bis jetzt großenteils von zwei italienischen Kapuzinerklöstern gestellt; es können Landeskinder sein, sind aber noch öfter Italiener, die dann romanisch lernen müssen; da es jedoch noch keine gedruckte Sprachlehre des Oberhalbsteinischen gibt, lernen sie Oberländisch, und so kommt es, daß sie oberländisch predigen. Einem aus Marmels stammenden Kapuziner habe der Bischof von Chur, weil er „halt selber ein Oberländer sei“, verboten, oberhalbsteinisch zu predigen. Das Oberländische, belehrt mich eine Bäuerin, sei eben das „eigentliche Romanisch“. Damit ist ausgesprochen, daß das Kloster Disentis für die romanischen Katholiken der geistige Mittelpunkt ist. Doch erzählt mir wieder eine Bäuerin, seit dem Weltkrieg werde auf die Erhaltung des Oberhalbsteinischen hingewirkt. Man sieht: die Romanen sind nicht daran, eine einheitliche Schriftsprache zu bekommen, was doch die beste Bürgschaft für die Zukunft ihrer Sprache wäre.

Die sonderbarsten Sprach- und Kirchenverhältnisse vielleicht in ganz Mitteleuropa hat das oberste Oberhalbstein, die Gemeinde Bivio und die Nachbargemeinde Marmels. Hier berühren sich nämlich Italienisch und Romanisch, und zugleich ist wenigstens Bivio nicht mehr rein katholisch wie das übrige Oberhalbstein, sondern hat eine reformierte Mehrheit. Das Dörfchen hat (1920) 121 Einwohner (davon sind 68 reformiert, 53 katholisch), zwei Kirchen, zwei Pfarrhäuser und zwei Kirchhöfe. Die OrtsSprache ist romanisch, und in der Gemeindeversammlung wie im Alltagsleben wird ausschließlich romanisch gesprochen. Dagegen gilt als Schul-, Kirchen- und Schriftsprache das Italienische, und 1920 gaben 50 Einwohner Italienisch als Muttersprache an, 66 Romanisch, 4 Deutsch. Und zwar sind Träger des italienischen Einflusses die Reformierten, die wohl auch einmal aus dem benachbarten reformierten Bergell eingewandert sein werden, während die Katholiken sich natürlich als Oberhalbsteiner und Romanen fühlen. In der Schule wird in den unteren Klassen italienisch unterrichtet, in den oberen deutsch. Der alte Mann, der mir darüber Bescheid gibt, fügt ohne Anregung von meiner Seite hinzu, die der Schule Entlassenen könnten in keiner Sprache einen fehlerlosen Brief schreiben, es sei aber damit doch langsam besser geworden und man lerne heute mehr deutsch als zu seiner Zeit. Auf beiden Kirchhöfen finden sich deutsche, romanische und italienische Grabschriften. Bivio heißt auch Stalla; auf die Frage, welches der romanische Name sei, erhielt ich keinen bestimmten Bescheid. Gesprochen wird Baiwa oder Beiva. Das tiefer gelegene, wieder rein katholische Marmels teilt den Pfarrer mit Bivio, der hier im Winter, im Sommer aber in Marmels wohnt; auch hier sind Schule und Predigt italienisch. Das sonst armelige Nestchen (106 Einwohner) zeigt sehr stattliche Großsteine. Der italienische Geschmack ist von weitem sichtbar: große Marmorstandbilder, vielzeilige gespreizte Inschriften; aber wie im ganzen Tal auch hier nicht wenige deutsche Grabschriften für Mitglieder derselben Familien, deren übrige Gräber italienisch beschrieben sind. Der Anzeigekasten der Gemeinde ist italienisch über-

schrieben: Pubblicazioni ufficiali und die kantonale Marktordnung italienisch angeschlagen.

Wenig folgerichtig scheint die Ortsbenennung in Graubünden geordnet zu sein; die amtliche Schreibung stimmt zuweilen mit der ortssüblichen überein, oft aber auch nicht; zuweilen scheint eine Italienisierung amtlich (und allgemein in der deutschen Schweiz) zu belieben. Mitten unter den romanischen Namen der Talschaft erscheint die deutsche Uebersetzung Mühlen (für Molins) amtlich ausschließlich gebraucht, während der deutsche Name Schweiningen für den Hauptort Savognin nicht mehr beliebt. Im Telefonbuch steht der romanische Name Marmels, auf den Kartenwerken und am Postamt heißt es italienisch Marmorera. Im Engadin benennen wir (ist das heute politisch klug?) die romanischen Dörfer Schlarigna, Puntraschigna, Camues-ch und andere in italienischer Form: Celerina (nur an einem der Bahnhöfe des Ortes steht Schlarigna angegeschrieben), Pontresina, Campovasto. Vielleicht ist der Grund wieder die Uneinheitlichkeit der romanischen Schreibung.

Erfreulich ist die vollkommene Unbefangenheit und Freundlichkeit, in der die Graubündner verschiedener Sprachen miteinander und mit uns leben. Mag es mit der Bildung, den Schulverhältnissen, mit dem Gebrauch der Ortsnamen oder andern Dingen so bestellt sein, daß man dies und das anders wünschen könnte, die Hauptsache ist: auf dieser Friedensinsel Europas gibt es keine Unterdrückung und herrscht keine Phrasie; die Bewohner sind Herren ihres Geschickes, selbstständig in Gemeinde- und Schulangelegenheiten; niemand maßt sich hier von außen her eine volksbeglückende Kulturmission an. Man darf sich freuen, daß sich so etwas in unserm Vaterlande findet.

Auffällig ist einem in Graubünden immer, bei aller Vielsprachigkeit des Fremdenverkehrs das Deutsche unbestritten an der ersten Stelle zu sehen. Das Englische nimmt die nächste Stelle ein, das Italienische tritt als zweite Landessprache auf, das Französische steht gegenüber etwa den Berner und Bierwaldstätter Fremdengegenden gänzlich zurück und erscheint bloß als Schützling der Eidgenossenschaft.

Aus dem Oberhalbstein führte mich der Weg nach Oberbayern. In München flutet ein ungemein lebhafter Fremdenverkehr. Aber überall auf dem Wege von Tiefenbach über Chur, Lindau nach München stieß ich auf die englische Weltsprache. In München kann es einem begegnen, daß man mit angelsächsischer Unverfrorenheit von hinten angetippt und dann mit angelsächsischer Kürze (Höflichkeit überflüssig) gefragt wird: „Post-office?“ Die Münchner selbst — irgend eine dicke bairische Wartefrau — sind gleich mit Englisch bei der Hand, wenn man ihnen ein wenig fremd vorkommt. Im Flughafen von München wird abgerufen: „Platz nehmen nach Stuttgart-Karlsruhe-Borlighs ... Bärish“, aber auch in Düsseldorf sieht der ankommende Fluggast neben deutsch alles auch englisch und nur englisch angegeschrieben.

Auch in Bayern lehren mich die Friedhöfe Sprachgewohnheiten kennen. Wie die italienischen Gräber im Oberhalbstein italienische Breitspurigkeit, so zeigen die bairischen eine gewisse schwerfällige Wichtigtuerei. Vom Verstorbenen wird möglichst viel gesagt, und die Grabschrift wird zum Heimatschein, denn niemals fehlt die Standesbezeichnung. Und was für Standesbezeichnungen!: „Hier ruht mein edles Herz, die ehrengeachtete Frau Anna Schlägl, Gügewerbbesitzerin“, „der tugendsame Jungling Johann Blaumeier, Gärtners Sohn von hier und dessen Mutter, die ehrengeachtete Frau Jo-

seine Blaumeyer, Privatiersgattin dahier, . . . Hausbesitzersgattin, Zimmermeistersgattin, Bäckermeisterstochter, Gastgebersgattin, Spielbauersgattin, Turmuhrenfabrikantensgattin, der ehrengeachtete Herr Gregor Winzl, Postbote von hier, Feldzugssoldat von 1870/71.“ „Hier schlafet den Schluß des Gottesfriedens Herr Hauptlehrer Jakob Reber.“ Die Familiengräber sind in Deutschland viel mehr Sitte als bei uns. Ueber einem solchen steht: „Büchelkrämer Mörtlsche Grabstätte“; gemeint ist, daß der Familienvater an der Pforte der benachbarten Wallfahrtskirche fromme Drucksachen verkauft hat; die Gräber eines „Klosterbrauers“ und eines „Klosterjägers“ weisen auf dieselbe Kirche und ihre wirtschaftliche Bedeutung für die Gegend.

Berglichen mit diesen Bräuchen und den auf italienischen Gräbern empfangenen Eindrücken machen die bei uns deutschen Schweizern üblichen Grabschriften den Eindruck der Einförmigkeit, aber auch einer des Friedhofs würdigen Zurückhaltung und Einfachheit, die zu unserm sonstigen Wesen paßt und uns hoffentlich nicht verloren geht.

Bl.

Vereinfachte rechtschreibung.

Wir setzen die wegen Platzmangels unterbrochenen Versuche fort und bringen zunächst die Ergebnisse des in Nr. 11/12 v. J. angedeuteten Beispiels der „Sprachlichen Entdeckerfahrten“ Paul Dettlis:

„Ungeschlacht“ wird einer genannt, wenn er nicht aus einem vornehmen Geschlecht stammt oder doch die äußere Erziehung der vornehmen Geschlechter vermisst läßt. Wie gewölk als Sammelbegriff zu Wolke, Gebirge zu Berg, Gestein zu Stein gehört, so steht Geschlecht neben althochdeutschem Slah (zu sprechen Slach) „Nachkommenhaft, Geschlecht“, das in der neu-hochdeutschen Sprache nicht erhalten ist und nicht etwa in dem Eigenschaftswort schlecht zu suchen ist. Dieses Slah steht sprachlich und begrifflich schlag und schlagen sehr nahe. Beide enthalten zwei nicht leicht zu vereinende Bedeutungen. Ein schlag kann ein Faustschlag, aber auch ein Menschen-schlag sein, man kann einen zu Boden schlagen, das Kind kann aber auch dem Vater oder der Mutter nachschlagen. Ganz ähnlich stand schon im althochdeutschen neben sächlichem Slach „Geschlecht“ ein weibliches Slah in der Bedeutung „Züchtigung, Totschlag“. Daraus konnte dann mit Leichtigkeit schlächten als Tätigkeit des Meisters und die heutige Bedeutung des Dingwortes Schlacht hervorgehen.

Ein schlegel oder schlägel ist vorerst ein Werkzeug zum Schlagen, dann wird der Name auf andere in der Form ähnliche Dinge übertragen, so zum Beispiel den Schenkel geschlachteter Rehe, Schafe und Fäuler; auch die Flasche wird mancherorts Schlegel genannt.

Als neues „Fahrtenziel“ aus demselben Büchlein:

Eine heimelige Gesellschaft.

Wenn ich dir hämisch, unheimlich, einen heim suchen, einem heimzünden oder heimleuchten als Angehörige der Gesellschaft vorstelle, wirst du diese wahrscheinlich nicht mehr gar so heimelig finden. Sprachlich ist sie's aber doch, denn mit den sanfteren einheimisen, heimisch, heimlich, gehem, anheimeln, heimchen und heimat gehören sie alle zu heim; ja, wenn wir alle verwandten der Familie aufsuchen, landen wir am Ende vielleicht gar im heimeli.

Zum Verständnis der Sippe mußt du von dem Dingwort heim in der Bedeutung ausgehen, die das Wort noch im appenzellischen hat, wo man unter einem heimeli ein

bauernhaus samt Stallung und zugehörigem Grund versteht, das einer Familie ein Heim zu bieten vermag. Von dieser Bedeutung aus lassen sich auch die mit Heim zusammengehörigen Ortsnamen, wie Belheim, Schüpheim usw. verstehen. Im Heim fühlt man sich wohl und geborgen und sicher vor der fremden Zudringlichkeit, hier sammelt man den Ertrag von Garten und Feld, hier besuchen einen die Freunde, aber auch Krankheit und Sorge. Mancher missbraucht freilich auch den Schutz und die Deckung, die ihm das Heim gewährt, zu boshaftem, hinterlistigem Tun.

Mit solchen Überlegungen kannst du alle Ableitungen von Heim verstehen, sogar den himmel als Heim der Götter. Neben dieser dichterisch hübschen Deutung des Himmels gibt es allerdings noch eine viel nüchternere, die in dem Himmel die Decke, das Dach der Erde erblickt und so dazu kommt, Verwandtschaft mit Hemd, der Decke, Hülle unseres Körpers anzunehmen. Beide Deutungen sind aber unsicher.

Allerlei.

Trank und Trunk. Ist beides nicht dasselbe? Keineswegs. Trank ist das, was man trinkt, das Getränk; Trunk ist die Handlung des Trinkens, was Scheffel im „Trompeter“ Trinkung nennt: (Zwerg Perkeo hat „aus des Lebens Stürmen zu kontemplativer Trinkung“ sich in den Heidelberger Schloßkeller zurückgezogen). Dem Kranken gibt man z. B. einen Trank, d. h. ein heilendes Getränk; bei einem Aufrichtemahl spendet man den Arbeitern einen Trunk. Am besten erkennt man den Unterschied beim Lesen von Goethes Ballade „Der Sänger“, wo dieser um „den besten Becher Weins in purem Golde“ bittet:

„Er setzt' ihn an, er trank ihn aus;
O Trank voll süßer Liebe!
O wohl dem hochbegüldeten Hau,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!“ H. St.

Schwilt und schwellt. Schwilt ist die dritte Person der Einzahl des starken, ziellosen Zeitworts schwillen (ich schwelle, du schwilst, er schwillt, Mittelwort der Vergangenheit: geschwollen). Schwelt ist die dritte Person der Einzahl des schwachen, ziellenden Zeitworts schwellen (ich schwelle, du schwellst, er schwellt, Mittelwort der Vergangenheit: geschwellt). Man sagt z. B. der Arm ist geschwollen, aber: geschwellte (= gesottene) Kartoffeln, der Müller schwelt den Bach. In C. F. Meyers Ballade „Das Heimchen“ (später „Conquistadores“ genannt) enthält die letzte Strophe beide Zeitwörter in sehr anschaulicher Weise:

„Columbus lauscht, ihm schwilt die Brust,
Das Herz ihm freudig zittert;
Ein Heimchen hat die Heidelust
Der neuen Welt gewittert.
Die Segel schwilt ein frischer Wind,
Das Schiff fliegt wie Gedanken
Und trägt der alten Erde Kind
Aus den gebrochnen Schranken.“

Vom starken Zeitwort lautet die Befehlsform schwill, die aber selten mehr vorkommt. Goethe schreibt in „Faust“ II, 2:

„Schwille, Brust! — O Witterung des Glücks,
Begünstige diese Pflanze doch einmal!“
Wie er denn auch im „Faust“ sagt: „Vermesse dich, die Pforten aufzureißen“, und in einem Singgedicht: „Freudig trete hinein und froh entferne dich wieder!“ H. St.